

Im vorausgegangenen Kapitel wurde bereits deutlich, wie problematisch die Verlängerung alltagstheoretischer Selbstverständlichkeiten in Bezug auf den Begriff Generation sein kann. Sie kann zu Verkürzungen und Festschreibungen führen, wo Differenzierung vonnöten ist. Dies gilt, wie sich im Folgenden noch zeigen wird, auch für die Begriffe Biographie und Geschlecht, die wie der Generationsbegriff für die Bestimmung des Gegenstands der vorliegenden Untersuchung von zentraler Bedeutung sind. An dieser Stelle ist deshalb eine sorgfältige Erarbeitung der Begrifflichkeiten angebracht.

Das Anliegen dieses Teils der Arbeit ist es, bereits auf der Ebene der Konstitution des Forschungsgegenstands bzw. der begrifflichen ‚Architektur‘ des Forschungsprojekts eine Herangehensweise zu etablieren, die Reifizierungen in Zusammenhang mit den Kategorien Generation, Biographie und Geschlecht zumindest erschwert. Die theoretischen Konzepte, die hier formuliert werden und die ein bestimmtes Verständnis des Gegenstands der empirischen Untersuchung umreißen, sollen zugleich das, was untersucht werden soll, ausreichend offen halten. Insofern sind die folgenden Explikationen als „Konstruktion zweiten Grades“ im Sinne von Alfred Schütz (1971: 68) zu verstehen, die an alltagsweltliche Konzepte zwar anschließen, sie aber in einer Weise theoretisieren, die eine re-konstruktive Annäherung an den Gegenstand ermöglicht (vgl. dazu ausführlicher Kap. 7).

Dazu soll zunächst das Konzept von Generation, das der Formulierung und Bearbeitung der Forschungsfrage zugrundegelegt wird, geschärft werden. Generation ist ein schillernder und mehrdimensionaler Begriff, was gleichzeitig seine Problematik und seinen Reichtum ausmacht (4.1). Eine Möglichkeit, mit dieser Mehrdimensionalität umzugehen und sie produktiv zu machen, eröffnen das klassische Generationskonzept von Karl Mannheim (1979 [1928]) und seine aktuellen Erweiterungen (4.2). Die Verknüpfung mit einem biographischen Zugang, die dann im Blick auf das Erkenntnisinteresse der empirischen Untersuchung vorgenommen wird (4.3), führt zu der Frage nach den Kategorien Biographie und Geschlecht. Auch hier wird seit längerem kritisiert, dass beide Kategorien in der For-

schung in einer Weise verwendet werden, die lediglich Alltagstheorien unkritisch verlängert und damit die sozialen Konstrukte Biographie bzw. Geschlecht reifiziert. Die sich an diese Kritiken anschließenden Diskussionen (5.2; 5.2) werden aufgenommen, um daraus einen Ansatz zu formulieren, der geeignet ist, gerade in der Verschränkung der Perspektiven auf Biographie und Geschlecht die Konstruiertheit beider Kategorien sichtbar werden zu lassen und sie in dieser Verschränkung re-konstruierbar zu machen (5.3).

4 Generation

‚Generation‘ ist ein in der Alltagswelt allgegenwärtiger Begriff, der jedoch je nach Kontext sehr unterschiedliche Bedeutungen haben kann. Wenn etwa davon die Rede ist, dass ein Betrieb schon in der dritten Generation von der Familie XY geführt wird, geht es um etwas anderes, als wenn im Rahmen der Diskussion um den sogenannten Umbau des Sozialstaates über den „Generationenvertrag“ gesprochen wird. Wieder anderes ist gemeint, wenn im Zusammenhang mit politischen Einstellungen oder dem Lebensstil bestimmter Altersgruppen Bezeichnungen wie „68er Generation“ (zur Begriffsgeschichte vgl. Bude 1995), „Generation X“ (Coupland 1992), „Generation Golf“ (Illies 2000) oder „Generation Ally“ (Kullmann 2002) verwendet werden. Deshalb werden in wissenschaftlichen Texten, die sich mit dem Thema ‚Generation‘ beschäftigen, häufig zunächst Begriffsdifferenzierungen vorgenommen, um zu klären, wann in welchem Sinn von ‚Generation‘ die Rede ist.

4.1 Zur Vielschichtigkeit des Begriffs

Die genannten Beispiele illustrieren eine naheliegende und hilfreiche Unterscheidung, die Michael von Engelhardt (1997) vornimmt. Individuen können als „Mitglieder einer familialen, einer gesellschaftlichen und einer historischen Generationenfolge“ (Engelhardt 1997: 56) betrachtet werden. Die Einbindung in ein familiales Generationengefüge stellt sich als eine sich im Laufe der Lebenszeit wandelnde Beziehung zwischen Großeltern, Eltern und Kindern dar. Davon unterscheidet von Engelhardt die

„Zugehörigkeit zu den sozialen Altersklassen der Kinder, Jugendlichen und Alten, die mit einer unterschiedlichen Einbindung in die zentralen Institutionen der Gesellschaft (Bildungssystem, Beschäftigungssystem, soziale Versorgungssysteme), mit unterschiedlichen Lebensaufgaben und Lebenssituationen, mit unterschiedlichen sozialen Funktionen und Verhaltenserwartungen sowie mit unterschiedlichen Macht- und Einflußchancen verbunden sind“ (Engelhardt 1997: 56).

So stellt sich für das Individuum die gesellschaftliche Generationenfolge dar. Engelhardt betont, dass die Erfahrungen der familialen und der gesellschaftlichen Generationenzugehörigkeit immer relational und dynamisch sind: Sie werden in der Bezugnahme auf die jeweils anderen Generationen gemacht und haben die Gestalt einer Entwicklung, die sich über das ganze Leben hinweg erstreckt (vgl. Engelhardt 1997: 57).

Wesentlich schwerer zu fassen ist für von Engelhardt die historische Generationszugehörigkeit, die aus der Eingebundenheit der individuellen Biographie in die Gesellschaftsgeschichte resultiert. Die individuelle Betroffenheit von oder Beteiligung an gesellschaftlichen Entwicklungen oder historischen Ereignissen ist sehr unterschiedlich, und nur in wenigen Fällen wird eine Generation als übergreifendes kollektives Gebilde sichtbar. Als historische Generationen in diesem Sinne wurden etwa die sog. „skeptische Generation“ (Schelsky 1957) oder die „68er“ (z.B. Bude 1995 u.a.) beschrieben. In Anlehnung an diese ‚Klassiker‘ wurden und werden immer wieder Versuche unternommen, Generationen zu etikettieren und zu charakterisieren (siehe die einleitenden Beispiele; zu derartigen „essayistischen Generationenkonzepten“ vgl. auch Schäffer 2003) und womöglich Abfolgen historischer Generationen für ganze Jahrhunderte zu erstellen (z.B. Fend 1988; Fogt 1982; Liebau 1997b; Becker 1989).

Von Engelhardts Begriffsdifferenzierungen sind insbesondere an der Perspektive des Individuums und seiner Erfahrung verschiedener Generationszugehörigkeiten interessiert und schließen gut an alltagsweltliche Erfahrungen an. Andere Modelle versuchen vor allem, den Generationsbegriff in die theoretischen Orientierungsrahmen sozialwissenschaftlicher Disziplinen einzupassen. So formuliert beispielsweise der Soziologe Franz Xaver Kaufmann (1997) im Anschluss an Lutz Leisering (1992) ein vielbenutztes Begriffsinventar zur Generationenthematik: ‚Generation‘ wird hier auf der Basis der Unterscheidung von Mikro- und Makroebene ausbuchstabiert. Kaufmann unterscheidet dazu zwischen „Generationsbeziehungen“ und „Generationenverhältnissen“. Mit dem ersteren, mikrotheoretischen Begriff sind die „beobachtbaren Folgen sozialer Interaktionen zwischen Angehörigen verschiedener, in der Regel familial definierter Generationen“ (Kaufmann 1997: 19) gemeint. Unter Generationenverhältnissen versteht Kaufmann, in makrotheoretischer Perspektive, „die für die Beteiligten nicht unmittelbar erfahrbaren, im Wesentlichen durch Institutionen des Sozialstaats vermittelten Zusammenhänge zwischen Lebenslagen und kollektiven Schicksalen unterschiedlicher Altersklassen und Kohorten“ (Kaufmann 1997: 19). Für eine soziologische Analyse werden den der Demographie entlehnten Termini „Altersklassen“ und „Kohorten“ die Begriffe „Altersgruppen (z.B. Alte, Junge)“ und „Generation [...] also die typisierte soziale Lagerung“ (im Sinne Karl Mannheims) gegenübergestellt (Kaufmann 1997: 19). Das Äquivalent hierzu sind bei von Engelhardt die gesellschaftliche und die historische Generationszugehörigkeit.

Ähnlich wie Kaufmann nehmen auch Martin Kohli und Marc Szydlik (Hg., 2000) eine Zuordnung einzelner Facetten des Generationsbegriffs zur Makro- und Mikroebene vor. Auf der Mikroebene nehmen die Autoren familiäre Generationen in den Blick, die sich relativ eindeutig über Abstammungslinien definieren lassen. Auf der Makroebene sprechen sie von gesellschaftlichen Generationen, die wiederum in politische, kulturelle und ökonomische Generationen differenziert werden.

Dieses Raster der Unterscheidung von Mikro- und Makroebene wurde immer wieder aufgegriffen, um Fragestellungen und Forschungsergebnisse einzuordnen, die in irgendeiner Form mit dem Generationsbegriff operieren.¹ Indessen gibt Kaufmann als Ziel seiner Differenzierungsbemühungen an, die Zusammenhänge zwischen Generationenverhältnissen und Generationenbeziehungen zu erhellen (vgl. Kaufmann 1997: 19). Ähnlich sieht Kohli in der Verbindung der Perspektiven „die eigentliche Produktivität des Generationenkonzepts für die Analyse gesellschaftlicher Reproduktion und Dynamik“ (Kohli 1994: 14).

Dass sich die einzelnen Perspektiven ohnehin nur sortieren, aber nicht sauber trennen lassen, zeigt sich im Blick auf die Forschungslandschaft. Die zentralen Probleme, auf die das in den 1990er Jahren neu erwachte breite Interesse an der Generationenperspektive zurückgeht und deren unterschiedliche Aspekte Gegenstand empirischer Studien sind, betreffen die Wechselverhältnisse zwischen demographischem Wandel und den Veränderungen v.a. der Institutionen Familie und Wohlfahrtsstaat. Wenn nun in diesem Zusammenhang etwa nach Unterstützungsleistungen zwischen familialen Generationen gefragt wird (vgl. z.B. Vaskovics 1993; Hareven/Adams 1993), geschieht das vor dem Hintergrund ganz bestimmter demographischer Entwicklungen und sozialstaatlicher Regelungen (vgl. z.B. Leisering 2000; Kaufmann 1997; Münz 1997; Buttler 1997). Gleichzeitig ist dafür die Ebene der Interaktion innerhalb der Familie höchst relevant, zu deren Beschreibung auf Konstrukte wie Solidarität (vgl. Szydlik 2000; Bien 1994) oder Ambivalenz (vgl. Lüscher 2000) zurückgegriffen wird.

Am Beispiel dieses Diskurses zeigt sich, wie sehr an allen virulenten Punkten von einem Ineinandergreifen von Aspekten ausgegangen werden muss, die zuvor getrennten mikro- oder makrosoziologischen Perspektiven zugeordnet wurden. Die vorgenommenen Sortierungen scheinen also am ehesten den Zweck zu haben, eine Einpassung des Generationsbegriffs bzw. einzelner Facetten des Begriffs in den theoretischen Orientierungsrahmen der soziologischen Disziplin zu ermöglichen.

1 So sind beispielsweise die Beiträge in dem Sammelband von Jürgen Mansel, Gabriele Rosenthal und Angelika Tölke (Hg., 1997) entlang der Kaufmannschen Begrifflichkeiten angeordnet. Auch der Überblicksartikel von Peter Büchner (2002) greift darauf zurück. Kohlis und Szydliks Begriffsdifferenzierung ist ebenfalls gleichzeitig das Programm eines Sammelbandes (Kohli/Szydlik (Hg.) 2000).

Ähnliches geschieht seit einiger Zeit in der Pädagogik. Einschlägige Veröffentlichungen verweisen übereinstimmend darauf, dass Generation ein pädagogischer Grundbegriff mit langer Tradition sei, und beziehen sich dabei insbesondere auf Friedrich Schleiermacher (vgl. z.B. Liebau/Wulf 1996; Liebau 1997b; Ecarius 1998; Büchner 2002; Bock 2000).² Mit der geisteswissenschaftlichen Pädagogik war das Thema Generation zwischenzeitlich in den Hintergrund getreten. Seit den 1980er Jahren, insbesondere seit Hermann Giesecke seine These vom „Ende der Erziehung“ (1985) u.a. mit dem Verweis auf die postmoderne Entdifferenzierung der Generationen begründet hatte, ist das Interesse daran in der Pädagogik neu erwacht.³ In diesem Zusammenhang wird versucht, „Generation“ als einen für die Pädagogik konstitutiven Grundbegriff wiederzugewinnen. So versucht etwa Eckart Liebau (1997a; 1997b), neben einem „historisch-soziologischen“ und einem „genealogisch-familiensoziologischen“ auch einen „pädagogisch-anthropologischen“ Generationenbegriff zu formulieren (1997b: 20). Er greift dazu auf Schleiermachers Konzept zurück, das eine Kulturgüter und Traditionen „vermittelnde“ ältere und eine dieselben „aneignende“ jüngere Generation voraussetzt. Da jedoch unter gegenwärtigen Bedingungen die Tätigkeiten der Vermittlung und der Aneignung von Inhalten nicht mehr unbedingt an eine solche Altersdifferenz gebunden sind, sieht Liebau die pädagogische Herausforderung darin, „Möglichkeiten neuerlicher Integration, Begegnung und Kooperation der Generationen“ (Liebau 1997b: 35) zu finden.

Wolfgang Sünkel (1997) spitzt in der Auseinandersetzung mit Liebau die Formulierung eines „genuin pädagogischen“ Generationsbegriffs noch stärker zu, indem er ihn aus der triangulären Struktur erzieherischer Prozesse ableitet. Pädagogische Generationen sind demzufolge ausschließlich über ihre Funktion als „Subjekt der Aneignung“ oder als „Subjekt der Vermittlung“ eines „gemeinsame[n] Gegenstand[s] der Vermittlung und Aneignung“ definiert, „unabhängig vom Alter und von allen anderen denkbaren lebens- oder weltgeschichtlichen Zuordnungen“ (Sünkel 1997: 199f; Herv. i. O.).

-
- 2 Schleiermacher formuliert seine Theorie der Erziehung ausgehend „von dem Verhältnisse der älteren Generation zur jüngeren“ und fragt: „Was will denn eigentlich die ältere Generation mit der jüngeren? Wie wird die Tätigkeit [der älteren gegenüber der jüngeren Generation, C.T.] dem Zweck, wie das Resultat der Tätigkeit entsprechen? Auf die Grundlage des Verhältnisses der älteren zur jüngeren Generation, was der einen in Bezug auf die andere obliegt, bauen wir alles, was in das Gebiet dieser Theorie fällt“ (Schleiermacher 1957: 9; Herv. i. O.).
 - 3 Dies zeigen zahlreiche Veröffentlichungen v.a. ab Ende der 1990er Jahre (vgl. z.B. die Sammelbände von Liebau/Wulf (Hg.) 1996, Liebau (Hg.) 1997a, Ecarius (Hg.) 1998 und Winterhager-Schmidt (Hg.) 2000). Ausführliche Überblicke über die Geschichte des Generationsbegriffs in pädagogischen Diskursen finden sich bei Bock (2000) und Ecarius (1998).

So lässt sich ein pädagogischer Generationsbegriff herausdestillieren, der von anderen möglichen pädagogisch relevanten Dimensionen wie z.B. der historischen oder der familiensoziologischen radikal bereinigt ist. Damit wird eine Integration etwa eines „historisch-anthropologischen Generationsbegriffs“, die von Liebau als nicht leistbar eingeschätzt wird (vgl. Liebau 1997a; ähnlich auch Büchner 2002), gar nicht mehr angestrebt.

Hans-Rüdiger Müller (1998; 1999) kritisiert die „erziehungstheoretische Engführung“ des Generationsbegriffs, die damit verbunden ist. Er verweist auf die weiter bestehende Bedeutung der Existenz älterer und jüngerer Generationen für das Heranwachsen, die nicht auf die erzieherische Tätigkeit zu reduzieren ist. Vielmehr gibt es eine „gesellschaftlich-kulturelle Praxis, in der die erwachsene Generation, ob gewollt oder nicht, strukturierend in die Erfahrungs- und Handlungsräume der nachwachsenden Generation eingreift“ (Müller 1998: 504; Herv. i. O.; vgl. 1999: 791f).

Der Schleiermacherschen Tradition, in der die kritisierte Engführung angelegt ist, stellt Müller den Generationsbegriff von Karl Mannheim (1970 [1928]) gegenüber, bei dem er das Generationenverhältnis konzipiert sieht als „Relation, in der die Angehörigen benachbarter Geburtsjahrgänge aufgrund ihrer gemeinsamen geteilten, altersspezifischen Geschichtserfahrungen zum gesellschaftlichen Ganzen stehen“ (Müller 1999: 798). Daraus resultiere eine verstärkte Aufmerksamkeit für generationale Verhältnisse (vgl. Matthes 1995) und für die „generationale Ordnung des Sozialen“ (Honig 1996; vgl. Müller 1999: 799). Ohne auf Müllers Argumentation weiter eingehen zu können, zeigt sich damit doch bereits, dass auch und gerade aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive die Notwendigkeit besteht, verschiedene Dimensionen des Generationenphänomens nicht voneinander zu isolieren, sondern miteinander zu verschränken. Der Blick auf personale muss mit dem auf überpersonale Generationsbeziehungen, der auf gesellschaftliche oder historische Generationen muss mit dem auf Familiengenerationen verbunden werden etc. Dazu erscheint eine Wiederaufnahme der Diskussionen in der Tradition des Schleiermacherschen Generationenbegriffs weniger produktiv als die Orientierung am Konzept Karl Mannheims und seinen Reformulierungen, wie sie im Folgenden dargestellt werden.

4.2 Das Mannheimsche Generationskonzept und seine Erweiterungen

Der Verweis auf Karl Mannheim wiederholt sich regelmäßig in Ausführungen zum Generationsbegriff, und mit gleicher Regelmäßigkeit wird sein Ansatz den ‚großen‘ historischen oder makrosoziologischen Fragestellungen zugeordnet (vgl. z.B. Liebau 1997b; Fogt 1982). In der Tat beschäftigt sich Mannheim mit dem „Problem der Generationen“ unter dem

Aspekt gesellschaftlichen Wandels. Im Folgenden wird allerdings zu zeigen sein, dass es dabei eben nicht (nur) um die Herausbildung klar identifizierbarer Großgruppen als Akteurinnen historischer Umwälzungsprozesse geht, sondern dass Mannheim auch die Grundlage dafür liefert, die bisher genannten unterschiedlichen Aspekte des Generationsbegriffs auf sinnvolle und vor allem empirisch bearbeitbare Weise zu verknüpfen. Diese Richtung haben auch diverse Weiterentwicklungen des Mannheimschen Konzepts eingeschlagen, die sich in ihrer Akzentsetzung allerdings unterscheiden. Bei Joachim Matthes (1985) werden nicht Generationen als Gruppen, sondern „generationelle Verhältnisse [...] als eine Modalität der gesellschaftlichen Regelung von Zeitlichkeit“ (Matthes 1985: 363) in den Blick genommen (4.2.1). Ralf Bohnsack und Burkhard Schäffer (2002) fassen Generation als einen „konjunktiven Erfahrungsraum“ und betonen damit wieder stärker die sozialräumliche Dimension (4.2.2). Gabriele Rosenthal (1997; 2000) macht deutlich, dass Generation interaktiv hergestellt wird. Das erfordert den gleichzeitigen Blick auf familiäre und historische Generationen und stellt erneut die Dichotomisierung von Mikro- und Makroperspektive in Frage (4.2.3).

4.2.1 Generation und sozialer Wandel: Karl Mannheims „Problem der Generationen“

Karl Mannheim beschäftigt sich mit dem „Problem der Generationen“ zum Zweck „der Erkenntnis des Aufbaues der sozialen und geistigen Bewegungen“ (Mannheim 1970 [1928]: 522). Er konzipiert sozialen Wandel als die Abfolge von Generationen. Mannheim spricht hier vom „*stete[n] Neueinsetzen neuer Kulturträger* [...]“. Das bedeutet zunächst, daß Kultur fortgebildet wird von Menschen, die einen ‚*neuen Zugang*‘ zum akkumulierten Kulturgut haben“ (ebd.: 530; Herv. i. O.). An dieser Stelle verbinden sich die Sicherung kultureller Kontinuität einerseits und Transformation andererseits. Angesichts des „*steten Abganges früherer Kulturträger*“ (ebd.: 532; Herv. i. O.) ist eine Tradierung von Kulturgütern notwendig, die nur zum Teil auf dem Wege einer expliziten Vermittlung transportiert werden. Wichtiger ist die vorreflexive Form eines „Hineinwachsenlassens der neuen Generation in die ererbten Lebenshaltungen, Gefühlsgehalte, Einstellungen“; unbewusste Wissensbestände, „die den Fonds des Lebens ausmachen [...] sickern ein“ (ebd.: 538). Erst wenn Heranwachsende sich kritisch mit Inhalten des Traditionsgutes auseinander setzen, werden diese Gegenstände reflexiv zugänglich und Transformationen sichtbar (vgl. ebd.: 541).

Der „neue Zugang“ nachwachsender Generationen zum vorhandenen Kulturgut ist charakterisiert durch die „Generationslagerung“, in die ein Individuum hineingeboren wird. Mannheim veranschaulicht diesen Begriff durch einen Vergleich mit dem „Phänomen der *Klassenlage*“, die er be-

schreibt als eine „schicksalsmäßige verwandte Lagerung bestimmter Individuen im ökonomisch-machtmäßigen Gefüge der jeweiligen Gesellschaft“ (ebd.: 525; Herv. i. O.). Ebenso wie die Klassenlage impliziert die Generationslagerung als „Phänomen der *verwandten Lagerung* im sozialen Raume“ (ebd.: 526; Herv. i. O.) weder ein Bewusstsein dieser Lagerung noch die Bildung von Gruppen. Allerdings schließt eine spezifische Lagerung im historisch-sozialen Raum bestimmte Optionen des Handelns, Erfahrens oder Denkens aus und hält andere bereit; Mannheim spricht deshalb von einer „*einer jeden Lagerung inhärierenden Tendenz*“ (ebd.: 528; Herv. i. O.). Dadurch und auf der Grundlage einer für die Generationslagerung charakteristischen „*Erlebnisschichtung*“ (ebd.: 535f.) kann es jedoch zu einer „*Partizipation an den gemeinsamen Schicksalen* dieser historisch-sozialen Einheit“ kommen, die Mannheim als „Generationszusammenhang“ bezeichnet (ebd.: 542; Herv. i. O.). Die Zugehörigkeit zu einem Generationszusammenhang besteht nur, wenn Individuen „an jenen sozialen und geistigen Strömungen teilhaben, die eben den betreffenden historischen Augenblick konstituieren, und insofern sie an denjenigen Wechselwirkungen aktiv und passiv beteiligt sind, die die neue Situation formen“ (ebd.: 543). Wenn zudem verschiedene Gruppierungen innerhalb eines Generationszusammenhangs die Geschehnisse unterschiedlich verarbeiten, spricht Mannheim von verschiedenen „*Generationseinheiten*“ (ebd.: 544). Nur im Bezug darauf könne von Generationen im Sinne definierbarer Gruppen die Rede sein.

Mannheims Modell wurde in der Folge häufig als theoretische Grundlage für Untersuchungen herangezogen, die Charakteristika einzelner herausragender, markanter Generationen beschreiben und etikettieren. Beispiele dafür sind die Arbeiten über die „skeptische Generation“ von Helmut Schelsky (1957), die von Heinz Bude (1987) später als „Flakhelfergeneration“ bezeichnet wurde, ebenso wie Budes Studie über die sogenannte „68er Generation“ (1995) oder die Charakterisierung einer „89er Generation“ von Leggewie (1995). Ebenfalls auf Mannheim beziehen sich AutorInnen, die Abfolgen politisch-historischer Generationen im 20. Jahrhundert konstruieren (z.B. Fogt 1982; Preuss-Lausitz 1991; Fend 1988). Damit hat sich die Forschung aber nur auf einen Aspekt des von Mannheim in dem Blick genommenen „*Problems der Generationen*“ konzentriert, nämlich die Herausbildung von als Gruppen definierbaren Generationseinheiten. Im Vordergrund steht nicht mehr, wie zwischen ‚etablierten‘ und ‚neueinsetzenden Kulturträgern‘ Kontinuität und Transformation hergestellt werden und daraus Generationenphänomene oder Generationalität entstehen. Es wird also nicht mehr, wie es Mannheims Intention war, der soziale Wandel ins Visier genommen; vielmehr wird mit der Charakterisierung und Etikettierung von Generationseinheiten lediglich etwas beschrieben, in dem sich allenfalls die Ergebnisse dieses Prozesses manifestieren.

4.2.2 „Generationale Verhältnisse“ und die „gesellschaftliche Regelung von Zeitlichkeit“ (Joachim Matthes)

Nimmt man Joachim Matthes' (1985) Kritik an Mannheims Abhandlung ernst, so ist eine solche Engführung darin bereits angelegt. Matthes legt eine Relecture von Mannheims „Problem der Generationen“ unter der Perspektive des posthum veröffentlichten Werkes „Strukturen des Denkens“ (Mannheim 1980) vor. Er arbeitet heraus, dass es dem „denksoziologischen“ Ansatz“ Mannheims zufolge die entscheidende Frage sei, „welcher Art denn jene gesellschaftlichen Beziehungen und Verhältnisse seien, die sich selber, im Bemühen um ihre Selbst-Verortung, Selbst-Bestimmung und und Selbst-Verständigung, als spezifisch generationelle, als solche des Unterschieds und Zusammenhangs von Generationen auf ihren Begriff bringen“ (Matthes 1985: 365). Die Beschreibung „gruppenhafter Phänomene“, wie sie für eingrenzbare Generationseinheiten vorgenommen werden, geht an dieser Frage vorbei. Solche Phänomene seien lediglich „Indikatoren“ für „Unterschiede [...] von kulturellen Strukturen der Weltwahrnehmung“, sie könnten aber nicht „als deren soziale Formierung stehen“ (Matthes 1985: 368). Matthes greift hier den von Mannheim zitierten, aber nicht konsequent ausgearbeiteten Gedanken des Kunsthistorikers Pinder von der „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“ (Mannheim 1970 [1928]: 517) auf. Zu einem – chronologisch gesehen – gleichen Zeitpunkt unterscheiden sich die Weltwahrnehmungen verschiedener Altersgruppen. Diese Differenz, so Matthes, muss gesellschaftlich geregelt werden, und sie wird es über die „generationellen Verhältnisse“. Deren Leistung ist es, „chronologisch gegeneinander versetzte Muster der Weltwahrnehmung wechselseitig identifizierbar zu machen, in ihrer Konfrontation aus der Selbstverständlichkeit ihrer ‚konjunktiven Geltung‘ unter den Gleichzeitigen herauszuholen, zurechenbar und ‚verhandlungsfähig‘ zu machen“ (Matthes 1985: 369). In den generationellen Verhältnissen wird, so Matthes im Rückgriff auf das Mannheimsche Vokabular, „die Zeitlichkeitsstruktur des gesellschaftlichen Geschehens ‚polyphon organisiert‘“ und „soziales Erinnern und Vergessen [...] geregelt“ (ebd).

Dies würde bedeuten, dass es v.a. auch bei einer empirischen Annäherung an das „Problem der Generationen“ weniger darauf ankommt, Generationen als Gruppen zu identifizieren und in Abgrenzung voneinander zu charakterisieren. Es geht vielmehr, so formuliert es auch Monika Wohlrab-Sahr, „um die Herausarbeitung von gegeneinander versetzten Mustern der Weltwahrnehmung“ (Wohlrab-Sahr 2001: 329).

4.2.3 Generation als „konjunktiver Erfahrungsraum“ (Ralf Bohnsack und Burkhard Schäffer)

Ebenfalls eine Mannheim-Relecture vor dem Hintergrund der aktuellen Diskussionen zum Generationsbegriff nehmen Ralf Bohnsack und Burkhard Schäffer (2002) vor. Sie stellen fest, dass die gängigen Begriffsdifferenzierungen „einer tendenziell dichotomisierenden Sichtweise verhaftet“ (Bohnsack/Schäffer 2002: 250) sind. Der Generationsbegriff wird in die Unterscheidung von makro- und mikrosoziologischer Perspektive eingepasst und, wie etwa bei Kaufmann (s.o.), in „Generationenverhältnisse“ und „Generationsbeziehungen“ aufgespalten. Dabei wird Mannheims Generationenkonzept in der Regel unhinterfragt als ein Konzept ‚historischer‘ Generationen der Makroebene zugeordnet. Dem gegenüber betonen Bohnsack und Schäffer, dass Mannheims Konzeption „von ihrer gesamten theoretischen Fundierung her auf der Mesoebene angesiedelt“ (Bohnsack/Schäffer 2002: 250) sei.

Den Nachweis dafür führen sie wie Matthes (1985) auf der Grundlage der 1980 posthum veröffentlichten Schriften Karl Mannheims, durch die die „wissenssoziologische Fundierung seines Generationenansatzes klarer herausgearbeitet“ (Bohnsack/Schäffer 2002: 250) werden könne. Im Unterschied zu Matthes, der in Schäffers Augen das Moment der Distinktion bei der Beschreibung generationeller Verhältnisse einseitig hervorhebt, richten die Autoren ihre Aufmerksamkeit auf das Moment der „‚Konjunktion‘, d.h. der unhinterfragten und unhinterfragbaren Gemeinschaftsbildung“ (Schäffer 2003: 49). Unter Rückgriff auf die Mannheimschen Begriffe des „konjunktiven Erfahrungsraums“ (Mannheim 1980: 211) und des „‚atheoretischen‘ Wissens“ (Mannheim 1964: 97; vgl. Bohnsack/Schäffer 2002: 251) und in Kombination mit dem Milieubegriff von Gurwitsch (1977) wird Generation als „milieuspezifisch vermittelte Mesodimension“ (Schäffer 2003: 86; vgl. ebd. 78) konzipiert.

Als „atheoretisches“ Wissen bezeichnet Mannheim diejenigen Wissensbestände, die nicht unmittelbar reflexiv zugänglich, aber dennoch handlungsleitend sind. Dieses Wissen ist aus der Praxis gewonnen und „bildet einen Strukturzusammenhang, der als kollektiver Wissenszusammenhang das Handeln relativ unabhängig vom subjektiv gemeinten Sinn orientiert, ohne den Akteuren aber [...] ‚exterior‘ zu sein“ (Bohnsack/Schäffer 2002: 253). Das atheoretische Wissen nun ist von entscheidender Bedeutung für die Ausprägung der „Erlebnisschichtung“ (s.o.), die wiederum die Grundlage der Herausbildung eines Generationszusammenhangs ist. Gemeinsamkeiten in der Erlebnisschichtung ermöglichen ein (bereichsspezifisches) „unmittelbares Verstehen“ (Mannheim 1980, zitiert nach Bohnsack/Schäffer 2002: 253) zwischen Individuen. Wo dies der Fall ist, besteht ein „konjunktiver Erfahrungsraum“. Den Prozess der Generationenbildung beschreiben Bohnsack und Schäffer als eine Verbindung von

„Konjunktion“ und „Distinktion“ (Bohnsack/Schäffer 2002: 255). Wo die Tradierung von Wissensbeständen, v.a. atheoretischen Wissens in der unmittelbaren Handlungspraxis gelingt, werden zwischen Angehörigen verschiedener Generationen konjunktive Erfahrungen konstituiert (vgl. dazu die obigen Ausführungen zum „Fonds des Lebens“). Besonders dort, wo sich Praxis durch wechselnde Rahmenbedingungen verändern muss, kommt es zu Brüchen mit tradierten Routinen. Solche Veränderungen der Handlungspraxis können sich je nach Lebensphase unterscheiden, in der sie stattfinden. So kommen bei den Beteiligten unterschiedliche Erlebnisschichtungen zustande,⁴ wird eine Distinktion vorgenommen und werden Differenzen konstruiert. Es ist nun zwischen den so entstandenen Generationen kein „unmittelbares Verstehen“ mehr möglich, sondern Kommunikation im Sinne eines gegenseitigen Interpretierens ist nötig, wohingegen innerhalb einer Generation wiederum konjunktive Erfahrung gegeben sein kann (vgl. dazu Bohnsack/Schäffer 2002: 254ff.).

Die Autoren kommen zu dem Schluss: „Die Abfolge der Generation ist zugleich der Schlüssel für soziale Reproduktion oder Tradierung wie auch für sozialen Wandel oder Innovation. Beides vollzieht sich ganz wesentlich im Modus des atheoretischen und konjunktiven Erfahrungswissens“ (Bohnsack/Schäffer 2002: 256). Da dieses als zugleich kollektives und an das Individuum gebundenes weder der Mikro- noch der Makroebene zuzuordnen ist, erweist sich Mannheims Generationenkonzept als Brücke zwischen den letzteren beiden (vgl. Bohnsack/Schäffer 2002: 269). Zudem, so Schäffer, könne Generation in der Konzeption als konjunktiver Erfahrungsraum zu anderen konjunktiven Erfahrungsräumen in Relation gesetzt werden und so Analysen von Differenzgeflechten möglich machen, die u.a. auch die Kategorie Geschlecht mit einbeziehen (vgl. Schäffer 2003: 85).

4.2.4 Die „interaktionelle Konstitution von Generationen“ (Gabriele Rosenthal)

Gabriele Rosenthal kritisiert ebenfalls die Art, wie im Zuge des neu erwachten Interesses an der Generationsthematik Anleihen bei Mannheim gemacht werden. Sie stellt darin ein „für heute typisch verkürztes Verständnis des Mannheimschen Generationenkonzepts“ fest (Rosenthal 2000: 163). Entsprechende Arbeiten zeichnen sich dadurch aus, dass sie zum einen lediglich die Jugendphase als den für die Generationsbildung entscheidenden Abschnitt in den Blick nehmen – eine Beschränkung, die Rosenthal allerdings auch bei Mannheim angelegt sieht. Zum anderen konzentrieren sich aktuelle Generationentypologien auf historische Ereignis-

4 Zu ergänzen wäre hier ein Aspekt, den die Autoren nicht erwähnen: Auch die bisherige Erlebnisschichtung, nicht nur die Lebensphase, kann als für die Ausprägung neuer Handlungspraxen entscheidend angesehen werden.

nisse, denen unmittelbar eine prägende, generationskonstituierende Wirkung unterstellt wird, und nicht etwa auf das „Wie des Erlebens“ (Rosenthal 2000:163). Hier verweist Rosenthal auf Mannheims Formulierung, derzufolge ein Erleben „von derselben Art der Bewußtseinschichtung aus“ (Mannheim 1970 [1928]: 536) konstitutiv für einen Generationszusammenhang ist (vgl. ebd.: 164). Auch die „Verarbeitung“ des jeweiligen Ereignisses und die „nachträglichen Reinterpretationen bis hin zu einer aufgrund von Reinterpretationsprozessen nachträglich gewonnenen Bedeutsamkeit eines historischen Ereignisses bzw. einer Phase“ (ebd.: 163) wird regelmäßig nicht berücksichtigt.⁵ Die Konsequenz: „Indem bei den einzelnen Jahrgängen überprüft wird, welche bedeutsamen historischen Großereignisse sie während der Jugendphase erlebt haben, können Generationen am Schreibtisch entworfen werden“ (ebd.: 163f). Rosenthal führt als Beispiel für ein solches Vorgehen das Modell einer Generationenabfolge in Deutschland vor und nach dem zweiten Weltkrieg von Henk A. Becker (1989) an. Weiterhin stellt Rosenthal fest, dass in solchen Modellen die interaktive Dimension der Herausbildung von Generationen ignoriert wird.

Das Konzept einer „interaktionellen Konstitution von Generationen“ formuliert Rosenthal an anderer Stelle (1997) in der Auseinandersetzung mit Mannheims „Problem der Generationen“ und als dessen Weiterentwicklung. Sie nimmt darin eine Dynamisierung der Konzepte ‚Generation‘ und ‚Tradierung‘ vor. Die Konstitution von Generationen wird nicht mehr nur als ein Prozess betrachtet, der sich in erster Linie innerhalb der jeweiligen Generation abspielt, sondern für den Auseinandersetzung und Dialog zwischen (Angehörigen verschiedener) Generationen von entscheidender Bedeutung sind. Rosenthal erinnert hier an Matthes’ Mannheim-Relecture, der die „generationellen Verhältnisse“ ins Zentrum rückt.

Bei Tradierungsprozessen zwischen Generationen sind für Rosenthal weniger explizite Inhalte wie etwa kommunizierbare Erfahrungen relevant, die von den Älteren weitergegeben und von den Jüngeren übernommen werden könnten. Im Zentrum steht hier eher das von Bohnsack und Schäffer ebenfalls aufgegriffene „atheoretische Wissen“, dessen Tradierung mit dem Mannheimschen Bild des „Einsickerns“ treffend beschrieben werden kann. Habituelle Muster und Erfahrungen, gerade solche, über die nicht gesprochen wird oder werden kann, werden von der jüngeren Generation

5 Dabei scheint es häufig eher so zu sein, dass Generationen erst im Nachhinein, im nachträglichen Sich-Bewusst-Werden über die Bedeutung von Ereignissen oder Lebensumständen entstehen, die in der Vergangenheit vielleicht als selbstverständlich hingenommen wurden. Als Beispiel mag dafür die Wiederentdeckung der in der Jugend als bedeutungslos und langweilig empfundenen Alltagskultur der 1970er und 1980er Jahre stehen, wie sie von heute um die 30jährigen zelebriert wird (vgl. z.B. Pauser/Ritschl 1999: „Wickie, Slime und Paiper. Das Online-Erinnerungsalbum für die Kinder der siebziger Jahre“).

„in der konkreten Interaktion – meist jenseits eines bewußten Zugriffs – handelnd erlebt und werden so, auch wenn sie nicht unbedingt bewußt wahrnehmbar sind, für die Nachgeborenen zu unmittelbaren Erfahrungen“ (Rosenthal 1997: 59).

An diesem Prozess sind die Jüngeren nicht lediglich rezeptiv, sondern aktiv beteiligt. In der Interaktion zwischen den Generationen verändern sich die Gehalte, die tradiert werden, so dass auch für die ältere Generation die eigenen Erinnerungen oder Wertvorstellungen in einem neuen Licht erscheinen können. Dies kann so weit gehen, dass die Auseinandersetzung mit der jüngeren Generation für die ältere generationsbildend ist (vgl. Rosenthal 1997: 60f).

Vor dem Hintergrund dieses dynamischeren und mehrere Faktoren einbeziehenden Generationenmodells werden auch Versuche fragwürdig, lückenlose Generationenfolgen für ganze Gesellschaften zu formulieren. Rosenthal betont, dass es nicht zu jeder Zeit zur Herausbildung von Generationszusammenhängen kommen muss, dass vielmehr andere Zugehörigkeiten wie Klassen- oder Geschlechtszugehörigkeit einen höheren Erklärungsgehalt für feststellbare Gemeinsamkeiten zwischen Individuen haben können, und dass nicht vorhersagbar ist, in welcher Lebensphase und auf der Basis welcher Erfahrungen sich eine Generation formiert (vgl. Rosenthal 1997: 61f). Diagnosen wie die von Liebau (1997b), der in Westdeutschland seit der 68er Generation keine politischen Generationseinheiten mehr identifizieren kann und das als einen allgemeinen Trend im Zuge postmoderner Verhältnisse sieht, relativiert Rosenthal vor diesem Hintergrund (vgl. Rosenthal 2000: 164).

Als Ergebnis ihrer Überlegungen plädiert Rosenthal für eine Bestimmung von Generationen, „die nur auf empirischer Basis erfolgen [kann], und zwar im rekonstruktiven und nicht im subsumptionslogischen (sic) Verfahren“. Für eine umfassende Analyse „ist hier eine Rekonstruktion der prozessualen Aufschichtung von biographischen Erfahrungen sowie des reflexiven Zugriffs auf die Gegenwart gefordert“ (Rosenthal 1997: 62), weshalb biographischen Methoden eine besondere Bedeutung zukommt. Dabei müssen nicht nur Vergleiche zwischen einzelnen Biographien gezogen, sondern auch Interaktionen zwischen Angehörigen verschiedener Generationen erfasst werden.

Rosenthal setzt in ihren Arbeiten besonders auf die Analyse von Biographien unterschiedlicher Generationen in Familien. Dabei ist entscheidend, „daß wir Eltern und Großeltern nicht aufgrund ihrer biologischen Funktion als Angehörige einer Generation begreifen, sondern sie wiederum als Generation aufgrund ihres geteilten Erfahrungshintergrunds bestimmen“ (Rosenthal 1997: 58). Die Familie hat nicht nur eine entscheidende sozialisatorische Funktion, sondern ist auch ein wichtiger Ort des intergenerationalen Dialogs, in dem sich Generationen konstituieren – auch wenn, wie Rosenthal hier nochmals betont „wir nicht von einer gene-

rellen generationsstiftenden Bedeutung der Eltern- und Großeltern- und ebensovienig von einer bestimmten generationsbildenden Phase im Leben der Generationen ausgehen können“ (Rosenthal 2000: 177). Generationalität im Mannheimschen Sinne an familialen Generationen empirisch zu untersuchen stellt jedoch einen Brückenschlag dar, von dem sich schon Martin Kohli (1994) verspricht, „die eigentliche Produktivität des Generationskonzepts für die Analyse gesellschaftlicher Reproduktion und Dynamik“ offenlegen zu können (Kohli 1994: 114; vgl. Rosenthal 2000: 162).

Familiale und historische Generationszugehörigkeit aufeinander zu beziehen (vgl. Rosenthal 2000) ermöglicht es, der in der Generationsforschung häufig zu beobachtenden Tendenz zu entgehen, verschiedene Aspekte des Generationsbegriffs ausschließlich entweder auf der Mikro- oder der Makroebene anzusiedeln (vgl. Kaufmann 1997). Es impliziert, Generation als Mesodimension zu konzipieren (vgl. Bohnsack/Schäffer 2002). Der empirische Zugang zu Phänomenen von Generationalität muss daher ebenfalls den Brückenschlag zwischen gesellschaftlicher Struktur und Individuum erlauben. Dies ist im Konzept der Biographie, wie es in Kapitel 5 erarbeitet wird, möglich. Zunächst sollen jedoch die Anschlussmöglichkeiten zwischen Biographie- und Generationskonzept dargestellt werden, die sich aus vorliegenden empirischen Arbeiten ergeben.

4.3 Biographien als empirischer Zugang zum „Problem der Generationen“

Wie bereits in Kapitel 3 deutlich gemacht wurde, soll sich die Auseinandersetzung mit dem „Problem der Generationen“ im Kontext der Frauenbewegung und ihrer Folgen nicht auf Generationentypisierungen beschränken; Generationen als abgrenzbare und charakterisierbare Gruppen zu beschreiben würde bedeuten, lediglich Indikatoren bzw. das Ergebnis sozialer Wandlungsprozesse in den Blick zu nehmen. Das Interesse soll sich vielmehr darauf richten, wie es in der intergenerationalen Interaktion gegebenenfalls zur Konstitution von Differenzen kommt (vgl. Rosenthal 1997). Dabei soll trotz der Fokussierung familialer Generationen nicht die psychologisierende Perspektive auf eine spezielle Mutter-Tochter-Dynamik eingenommen werden.

Wenn Phänomene von Generationalität empirisch rekonstruiert werden sollen, stellt sich die Frage nach einem geeigneten Zugang. Generationalität lässt sich auch qualitativ-empirisch schwer erfassen; anders als etwa Kategorisierungen nach Geschlecht oder Ethnizität wird sie in sozialen Interaktionen nur bedingt ‚sichtbar‘ und ist damit auch schwer ‚beobachtbar‘. Die Konstruktion einer Generationszugehörigkeit ist ein Modus, in dem sich Menschen zu sich und ihrer Umwelt ins Verhältnis setzen. Um

sie empirisch zu erschließen, müssen also Medien gefunden und Situationen aufgesucht (oder hergestellt) werden, in denen ein solches InsVerhältnis-Setzen geschieht. Oder, wie Wohlrab-Sahr im Anschluss an Matthes' Konzept der „gegeneinander versetzten Muster der Weltwahrnehmung“ von Generationen formuliert: Es gilt „ein Instrumentarium zu finden, mit dem solche Muster der Weltwahrnehmung und die aus ihnen resultierenden Fremdheitsrelationen zur Artikulation gebracht werden können“ (Wohlrab-Sahr 2001: 329).

Wohlrab-Sahr sieht in ihrem Forschungsprogramm für ein Projekt zu „Religion und Religionslosigkeit als Dimension intergenerationellen Wandels“ neben Familiengesprächen, in denen Generationendifferenzen, und Diskussionen in Gleichaltrigengruppen, in denen konjunktive Erfahrungen zum Ausdruck kommen sollen, die Erhebung biographischer Interviews vor. Dieser Weg wurde bereits in einer Reihe von biographischen Mehrgenerationenstudien eingeschlagen.⁶ Dass biographische Ansätze hier so gut vertreten sind, ist kein Zufall. Denn in der „reflexiven Erfahrungsstruktur der *Biographie*“, so Bettina Dausien, sind „gesellschaftliche Verhältnisse (,Struktur‘) und konkrete Beziehungen (,Handlung/Interaktion/Sinn‘) [...] miteinander verschränkt“ (Dausien 2001a: 67; Herv. i. O.). *Biographie* ist also ebenso wie *Generation* ein Konstrukt, das es erlaubt, zwischen der Mikro- und Makroebene zu vermitteln und eine Mesoperspektive einzu-

6 So beruhen die dargestellten Überlegungen von Gabriele Rosenthal (s.o.) auf mehreren biographieanalytischen Studien über intergenerationale Tradierung in Familien von Tätern und Opfern des Nationalsozialismus (vgl. z.B. Rosenthal 1995; Rosenthal (Hg.) 1997). In ähnlicher Weise rekonstruiert Bettina Völter (2003) intergenerationale Prozesse in ostdeutschen jüdisch-kommunistischen Familien vor dem Hintergrund von Nationalsozialismus, DDR und Wiedervereinigung. Lena Inowlocki (1995) untersucht Traditionsbildung zwischen jüdischen Müttern und Töchtern und entwickelt daraus das Konzept der „Generationenarbeit“ in Anlehnung an das in der Biographieforschung verwendete Konzept der „biographischen Arbeit“. Daran schließt Helma Lutz (1999; 2000) mit biographischen Studien zur Kulturbildung zwischen den Frauengenerationen von Migrantenfamilien an. Meinrad Ziegler (2000) bezeichnet sein Vorgehen in seiner Fallstudie über die Auswirkungen der 68er Bewegung in einer österreichischen Familie zwar als ethnographisch, nimmt aber ebenfalls Rekonstruktionen der Biographien der Familienmitglieder vor. Alle diese Studien, die bei familialen Generationen ansetzen, zeichnen sich dadurch aus, dass sie gleichzeitig sorgfältig sozialgeschichtliche Hintergründe nachzeichnen und das Spannungsfeld zwischen familialen Generationsbeziehungen und historischen und sozialen Lagerungen beleuchten. Ähnliches gilt für Studien, die sich expliziter pädagogischen Themen widmen. Auf Konzepte der Biographieforschung beziehen sich etwa die (aus einem gemeinsamen Projekthintergrund stammenden) Studien zu „Familienerziehung im historischen Wandel“ von Jutta Ecarius (2002) und von Karin Bock (2000) über „Politische Sozialisation in der Drei-Generationen-Familie“. Heidrun Herzberg (2002) unternimmt es in ihrer Studie über die intergenerationale Tradierung von „Lernhabitusmustern“, die Verknüpfung von Bildung, Biographie und Generation auch konzeptionell voranzutreiben.

nehmen. Gegenüber dem Ansatz Schäffers (2003), das „Problem der Generationen“ auf der Mesoebene des Milieus zu studieren, hat der Zugang über Biographien den Vorteil, auch die zeitliche Tiefendimension aufzuschließen und damit Entwicklungen über Lebens- und historische Zeit hinweg zugänglich zu machen. Schäffer, der auf der Grundlage von Gruppendiskussionen (teilweise auch biographischer Interviews) Medienpraxiskulturen unterschiedlicher Generationen rekonstruiert, kommt damit eher zu Momentaufnahmen eines zeitlichen Nebeneinanders unterschiedlicher konjunktiver Erfahrungsräume und der entsprechenden intergenerationalen Verhältnisse. Seine Herangehensweise hat den Vorteil, Generation gezielter als kollektive Gestalt zu erfassen. Dennoch ist es auch über Biographien möglich, konjunktive Erfahrungen und kollektive Orientierungen zu rekonstruieren. Zum einen können über Vergleiche zwischen Einzelbiographien generationsspezifische Muster deutlich werden. Zum anderen wird beim Erzählen von Lebensgeschichten auf Diskurse und überindividuelle Deutungsmuster zurückgegriffen, über die die jeweilige Erzählerin als Angehörige kollektiver Zusammenhänge Zugriff hat.⁷

Bettina Dausien führt ein weiteres Argument für einen biographischen Zugang zum „Problem der Generationen“ an. Sie sieht in Mannheims Ausführungen „mindestens implizit, ein biographisches Subjektmodell“ zugrundegelegt: „Er geht davon aus, daß sich Generationen durch die Modi der Erfahrungsverarbeitung in je konkreten historischen Situationen herausbilden und über eine geteilte biographische Erfahrungsgestalt entwickeln. Biographien sind gewissermaßen der ‚Ort‘, an dem ‚Kultur‘ [...] aufgenommen, verarbeitet, stabilisiert und reformiert wird“ (Dausien 2001a: 67).

Im Kontext des Wandels von Geschlechterkonstruktionen nimmt Dausien insbesondere die Frage nach „biographische[n] Bildungsprozesse[n] und ihre[r] intergenerationale[n] Relationierung“ (Dausien 2001a: 67) auf und macht damit den Ansatz Mannheims auf andere Art für den pädagogischen Diskurs anschlussfähig, als dies in den in 4.1 referierten Ansätzen der Fall ist.⁸ Die Autorin knüpft an Mannheims Überlegungen zu unter-

7 Welchem Ansatz und damit welchem methodischen Zugang jeweils der Vorzug zu geben ist, entscheidet sich somit u.a. an der Frage, ob eher die Prozessdimension in den Vordergrund gestellt werden soll, oder ob es um eine horizontale Differenzierung von Kollektiven geht.

8 Wie oben gezeigt wurde, bedeutet die Einpassung des Generationsbegriffs in vorhandene pädagogische, v.a. erziehungstheoretische Diskurse bislang häufig „eine künstliche Reduktion, die das Problemfeld auch in seinen pädagogisch relevanten Dimensionen keineswegs vollständig erfaßt“ (Müller 1998: 502). Dagegen haben empirische Studien, die ‚Generation‘ beispielsweise als familiäre und historische rekonstruieren gezeigt, dass es die Kombination dieser unterschiedlichen Perspektiven ist, die den Generationsbegriff produktiv macht. Über einen solchen Zugang können relevante Aspekte klassischer pädagogischer Kernthemen wie Erziehung, Bildung, Sozialisation oder Ler-

schiedlichen Formen von Wissensbeständen und ihrer Aneignung an, die im Tradierungsprozess zwischen Generationen relevant sind, insbesondere an die Unterscheidung zwischen „bewußt Gelehrte[m]“ und vorreflexiven Gehalten aus dem „Fonds des Lebens“, der im Prozess der Tradierung „einfach einsickert“ (Mannheim 1979 [1928]: 538). Damit korrespondiert der Begriff des „biographischen Wissens“ (Alheit/Hoerning 1989), das „die komplexe Gesamtheit kognitiver, emotionaler, habitueller und körperlicher Wissensformen“ (Dausien 1997: 234) umfasst. Der Erwerb biographischen Wissens bezieht nicht-reflexive Vorgänge mit ein, die für die Untersuchung von Tradierungs- und Transformationsprozessen gerade auch im Mannheimschen Modell von großer Relevanz sind.

Das Biographiekonzept hält also mehrere Möglichkeiten bereit, das Verhältnis von sozialem Wandel und individuellen Konstruktionen zu theoretisieren. Im folgenden Kapitel soll deshalb präzisiert werden, was in der vorliegenden Studie unter ‚Biographie‘ verstanden wird und wie sich darin ein bestimmter analytischer Blick auf Geschlechterkonstruktionen integrieren lässt.

nen aus einem intergenerationalen Zusammenhang heraus verstanden werden (vgl. dazu besonders die Arbeiten von Ecarius 2002 und Bock 2000).